

„Ich habe Hass in mir“

INTERVIEW Die ukrainische Historikerin Olena Styazhkina über ihr Leben nach der Flucht



Foto: Editpress/Isabella Finzi

Zur Person

Olena Styazhkina ist eine russisch-ukrainische Historikerin und Schriftstellerin. Sie wurde 1968 in der Ukraine in Donezk (Donbass) geboren. Styazhkina ist 2014 vor der russischen Okkupation aus Donezk geflüchtet. Sie war Professorin für Geschichte an der Nationaluniversität Donezk und lehrt mittlerweile in Kiew am Geschichtsinstitut der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften. Styazhkina war auf Einladung der „Ad Pacem Servandam asbl“ in Luxemburg, die sich um die Übersetzung gekümmert hat.

Dhiraj Sabharwal

Die ukrainische Historikerin und Schriftstellerin Olena Styazhkina kämpft mit sich, dem Hass und der Krim-Annexion. Ein Interview über Freiheit, Freundschaft und Familie.

Tageblatt: Wie fühlen Sie sich seit der Krim-Annexion?

Olena Styazhkina: Ich kenne meine eigene Persönlichkeit noch nicht ganz genau. (lacht) Ich bin Ukrainerin. Das ist mir in den letzten fünf Jahren klar geworden.

Waren Sie seitdem zu Hause?

Nein.

Warum?

Ich wurde zum Feind des Donnezker Volkes erklärt. Dabei bin ich „nur“ eine Feindin der Okkupation.

Wer hat Sie zum Feind erklärt?

Die amtierenden Machthaber führen Listen. Dort vermerken sie ihre Feinde. Das sind Praktiken aus Stalins Zeiten. Sie kopieren diesen Stil. Die Listen hat aber noch niemand gesehen.

Welchen Zweck erfüllen sie?

Jeder, der die Wahrheit über den Krieg sagt, ist gewarnt. Wer auf der Liste steht, darf nicht nach Donezk zurück.

Sie leben jetzt in Kiew. Wie sieht Ihr Alltag aus?

Ich schreibe wissenschaftliche und literarische Bücher. Ich habe Probleme damit, mich selbst Schriftstellerin zu nennen.

Warum?

Beides gleichzeitig ist schwierig. Es gibt mir allerdings Möglichkeiten, Analogien zu sehen und zu erkennen, zu was verschiedene Entwicklungen führen können.

Wie beeinflusst der Krieg Ihr literarisches Schreiben?

Es fällt mir schwer, über den Krieg zu reden. Ich kann aber darüber schreiben. Es ist eine traumatische Art des Schreibens. Ich

kann Fehler begehen. Sie erlauben mir die Suche nach mir selbst. Ich suche meinen Platz im Krieg.

Wie meinen Sie das?

Ich versuche, Mensch zu bleiben. Der Krieg ist so voller Hass. Ich habe Hass in mir. Wenn der Hass die Oberhand gewinnt, höre ich auf, Mensch zu sein. Ich will aber Mensch bleiben.

Fällt Ihnen das schwer?

Ich verliere meine Menschlichkeit fast jeden Tag. Ich muss sie Tag für Tag wiederfinden. Das ist wichtig für mich. Finde ich sie nicht, tötet das mich.

Wen hassen Sie?

Ich bin mir trotz des Hasses bewusst, dass die Leute, die unter der Okkupation leben, keine Schuld am Krieg tragen. Die Okkupanten sind die Schuldigen.

Was fühlen Sie, wenn Sie an Russland denken?

In der Ukraine gibt es den Spruch: Gutmütigkeit kann man nicht exportieren. Wir haben gegenüber den Russen keine Gutmütigkeit. Wir brauchen diese Ressourcen für unsere Leute. Das ändert sich vielleicht in 50 Jahren.

Was bereitet Ihnen Freude?

Ich habe keine Freude. Ich spiele sie nur vor. (sie lacht laut)

Was gibt Ihnen Kraft?

Die Ukraine gibt mir als freies Land Kraft. Das ist ein wunderbar seltsames Gefühl. Wir haben so lange als Teil der ehemaligen Sowjetunion gelebt. Die Ukraine ist für uns ein Symbol der Freiheit.

Wie geht Ihre Familie mit dem Krieg um?

Ich wünsche meinen Kindern eine freie Ukraine. Ich hoffe, sie müssen nicht über Okkupation und Gefängnisse sprechen.

Ihre Kinder sind mit Ihnen geflüchtet. Wie geht es ihnen?

Meine Tochter ist Psychologin. Sie arbeitet als Freiwillige mit Menschen, die Kriegstraumata

verarbeiten. Sie sagt, ich sei ihr schwierigster Patient.

Sie haben auch einen Sohn.

Ja, mit ihm ist es komplizierter.

Warum?

Er wollte die ersten Jahre gar nicht über den Krieg sprechen. Jetzt fangen wir an, über unser Haus und alles zu reden, was wir zurückgelassen haben. Er weiß nicht, ob er zurück will.

Und Sie?

Ich will unbedingt zurückkehren. Ich bin mir bewusst, dass die Arbeit erst nach der Rückkehr anfängt. Jemand muss es tun. Da steht noch immer ein Lenin-Denkmal. Das muss weg. (schmunzelt)

Haben Sie noch Familie im Kriegsgebiet?

Der größte Teil unserer Familie ist aus Donezk geflüchtet. Wir haben Kontakt mit denjenigen, die geblieben sind. Ich habe eine Freundin, die in Donezk lebt. Sie sagt: „Ich bin hier geblieben, um die ukrainische Armee mit Blumen zu begrüßen.“

Glauben Sie an den Frieden in der Ukraine?

Das wird kompliziert. Die Leute, die jetzt in Donezk leben, warten auf die ukrainische Armee. Die Stimmung hat sich wesentlich verändert.

Inwiefern?

Die Menschen sind müde von der Gewalt. Sie haben die Rechtlosigkeit satt. Leute werden mitten auf der Straße festgenommen und erpresst. Im schlimmsten Fall werden sie zum ukrainischen Spion erklärt.

Die Ukraine ist ein vergessener Konflikt. Ärgert Sie das?

Normale Menschen haben das Recht, nicht zu wissen, dass irgendwo auf der Welt die Ukraine oder Luxemburg existiert. Meine Schmerzen sind nicht automatisch ihre Schmerzen. So tickt die Welt.

Haben Sie Angst?

Wir haben keine Angst. 2014 hatten wir im März und April

Angst. Jetzt ist uns klar, was wir im schlimmsten Fall machen müssen.

Und zwar?

Jeder kann mittlerweile Erste Hilfe leisten, viele können schießen, viele haben Lehrbücher studiert, wie man partisanische Bewegungen organisiert. Jeder hat eine kleine Tasche mit dem Wichtigsten, damit man direkt verschwinden kann. Wir sind uns einig, dass wir nicht mehr weglaufen dürfen.

Wären Sie dazu bereit, in den Krieg zu ziehen?

Ja. (antwortet ohne zu zögern)

Haben Sie russische Freunde?

Ich habe seit 2014 keinen Kontakt mehr mit Russen. Ich will mich nicht in den Freunden täuschen, die ich einmal hatte. Ich kann sogar für sie gefährlich sein.

Warum?

Putin geht gegen die eigene Opposition im Land vor. Mein biologischer Vater lebt zum Beispiel in Sankt Petersburg.

Ist Hass stärker als Freundschaft?

Man muss sich entscheiden. Wenn ein russischer Intellektueller sagt, er trage keine Schuld und meint, der Krieg sei unser inneres Problem, ist das für mich kein intellektueller. Dann hört er auf, mein Freund zu sein.

Was erwarten Sie sich von dieser hasserfüllten Rhetorik?

Ich wünsche mir, dass die Leute die Ukraine auf der Landkarte finden. Sie müssen sich bewusst werden, dass die Ukraine noch täglich Soldaten im Krieg verliert. Auch wenn es fantastisch-imaginär klärt: Dieser Krieg ist eine Frontlinie zwischen dem Guten und dem Bösen, zwischen Leben

und Tod, zwischen Barbarei und Zivilisation. Diese wichtige Grenze muss die Ukraine halten.

Was halten Sie von Ihrem Präsidenten Petro Poroschenko?

Unser Präsident ist ein starker Kämpfer. Es ist ihm gelungen, dass Europa nicht eingeschlafen ist. Einen Präsidenten kann und muss man natürlich kritisieren.

Der Vorwurf lautet, Poroschenko sei Teil des korrupten Systems.

Korruption ist ein großes Problem. Aber ich glaube, dass das Problem der Korruption in der Ukraine mittels „Fake News“ übertrieben dargestellt wird. Es gibt viele propagandistische Aktionen, damit die Europäer die Ukraine weiter als rein korruptes, armes Land wahrnehmen. Das muss man stoppen.

Dennoch: Der Vorwurf der Korruption hat Bestand.

Korruption ist ein Problem, ja. Aber es hat eine jahrhundertealte Tradition. Eine stabile Ordnung mit rechtlichen Verhältnissen gibt es bei uns nicht. Persönliche Verbindungen und Vetternwirtschaften sind für alle günstig und gewöhnlich. Nicht nur auf höchster Ebene des Präsidenten oder des Parlaments, sondern auch auf persönlichem Niveau im Alltag. Das Problem muss man systemisch lösen.

Wie?

Durch Bildung. Unsere Kinder müssen lernen, warum es besser ist, wenn jeder nach dem Gesetz lebt. Wie verhält man sich? Sie müssen ihren eigenen Kindern auch etwas beibringen können. Mein Sohn sagt mittlerweile: „Man darf der Lehrerin keine Blumen schenken. Das ist Korruption.“ (lacht)